

Angehörige – Wohl oder Übel

„Angehörige als Ressource in der Behandlung schizophrener Menschen“ so war der Titel einer Tagung in München. Thema war, welchen positiven Einfluss mit Informationen und Psychoedukation gestärkte Angehörige auf PatientInnen haben können. Neben vielen PsychiaterInnen, unter Ihnen LeiterInnen von Einrichtungen, PsychologInnen, PädagogInnen, PflegerInnen, u.v.a. nahmen auch viele Angehörige an dieser Veranstaltung teil. In vielen Vorträgen wurde deutlich, wie durch die Einbeziehung der Angehörigen nicht nur deren Belastung, sondern auch die Rückfallrate der psychisch erkrankten Familienmitglieder gesenkt werden kann. Voraussetzung dafür ist, dass Angehörige informiert werden und Psychoedukation, d.h. Seminare für Angehörige angeboten und natürlich auch in Anspruch genommen werden.

In einem der Vorträge berichtete Prof. Bäuml aus München aus einer seiner (noch laufenden) Untersuchungen: Psychiatrische Profis wurden zu ihrer Haltung zur Einbeziehung von Angehörigen befragt. Dabei gaben weit über 90% an, dass Angehörige wichtige Zusatzinformationen geben können und umgekehrt informierte Angehörige wichtig für die Rückfallprävention sind. Ebenso sehen weit mehr als 90% von ihnen, dass Angehörige durch die Erkrankung oft stark belastet sind und Unterstützung durch eine Selbsthilfegruppe oder eine Psychotherapie bräuchten.

Als Hemmnisse bei der Einbeziehung der Angehörigen werden die geringe Wertschätzung der Angehörigenarbeit durch die Institution bzw. die Vorgesetzten angeführt und kritisiert, dass in der Dienstzeit zu wenig Zeit dafür bleibt. Aber auch die Einstellung zu Angehörigen ist nicht ganz unbelastet: So sehen mehr als 40% das (überholte) Konzept der „schizophrenen Mutter“ (kurz: Eltern als Auslöser der Erkrankung) als nicht ganz falsch an. Fast ein Viertel gibt an, wenn sie selbst Patient wären, würden sie sich keine Einbeziehung der Angehörigen wünschen. Mehr als die Hälfte der Profis ist der Meinung, dass die Einbeziehung der Angehörigen im Widerspruch zur Schweigepflicht steht.

Viel zu häufig werden Angehörige mit ihren Belastungen und Anliegen auf psychiatrischen Abteilungen als Störfaktor angesehen, verstärkt in unseren Zeiten schwindender personeller Ressourcen. Aber niemand sucht es sich aus, Angehöriger eines psychisch erkrankten Familienmitglieds zu werden, muss aber dann wohl oder übel damit umgehen, einen Weg finden damit zurecht zu kommen und soweit es die eigenen Möglichkeiten zulassen, den Erkrankten unterstützen. Es wäre gut, wenn psychiatrische Profis erkennen könnten, dass Angehörige Menschen wie sie sind, nicht besser oder schlechter als andere, aber mit einer lebensverändernden Herausforderung konfrontiert – und da reagiert jeder verschieden. Die einen sind verängstigt, ziehen sich zurück, versuchen sich abzugrenzen, andere wieder kämpfen gegen die Krankheit und die damit verbundenen Einschränkungen laut an oder andere stellen die Krankheit und die Behandler in Frage oder versuchen jede Information aufzusaugen, die

ihnen und dem Erkrankten hilfreich sein könnte – da gibt es tausende verschiedene Variationen. Beeinflusst werden solche Reaktionen nämlich von sozialen Ressourcen, Vorerfahrungen mit der Psychiatrie, individuellen persönlichen Eigenschaften (emotional, aufbrausend, verschlossen, hilfsbereit, resignativ, ...) wie sie uns im täglichen Leben überall begegnen, verfügbaren Informationen, eigene Gesundheit, u.s.w. Viele Angehörige wollen sich positiv für den Erkrankten engagieren, und es gibt auch „schwierige Angehörige“, jene, die den Profis manchmal das Arbeiten schwer machen können. Eine Referentin bei der Tagung in München hat gesagt, wäre sie eine Angehörige, wäre sie sicherlich eine „schwierige Angehörige“.

Aber psychiatrische Profis wissen, dass Angehörige für psychisch erkrankte Menschen bedeutsam sind, einen wesentlichen Einfluss auf den Krankheitsverlauf und die Lebensqualität haben. Auch wenn viele Abteilungen Angehörigen und den Profis, die sich für Angehörige engagieren, noch viel zu wenig Beachtung widmen, ist es wohl oder übel die Aufgabe der Profis, sich im Rahmen psychiatrischer Arbeit intensiv mit Angehörigen zu befassen und sie zu befähigen, dass sie eine möglichst positive Ressource für die Patienten sein können. Viele MitarbeiterInnen von psychiatrischen Abteilungen bemühen sich in dieser Richtung, andere, die „schwierigen Profis“ arbeiten noch im vergangenen Jahrhundert und distanzieren sich zu ihrem Wohl und zum Übel für die Patienten von den Angehörigen.

Die soziale Komponente des Lebens, der Erkrankung und der Genesung soll in der psychiatrischen Versorgung (wieder) eine stärkere Rolle bekommen. Auch wenn es während der stationären Behandlung gelingt, Krankheitssymptome zu reduzieren, reicht die dabei gewonnene Kraft und Fähigkeit meist nicht aus, auch alleine die eigenen Lebensumstände und Lebensqualität zu verbessern – dafür braucht es die Kooperation aller Beteiligten.

Die Begeisterung und Hoffnung im Rahmen der Tagung in München war ansteckend. Ein großer Lichtblick ist ein weiteres Ergebnis aus der Studie von Prof. Bäuml: Eigentlich verstehen die Profis die Position vieler Angehöriger, denn 96% von ihnen wünschen sich, sollten sie je Angehörige werden, aktiv einbezogen zu werden – diesem Wunsch schließen wir uns an.



MAG. EDWIN LADINSNER
Geschäftsführer HPE Österreich
edwin.ladinsner@hpe.at